ELENA FERRANTE

FRAU IM DUNKELN

Roman

Suhrkamp

SV

Elena Ferrante
Frau im Dunkeln

Roman

Aus dem Italienischen
von Anja Nattefort

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2006 unter dem Titel
La figlia oscura bei Edizioni e/o, Rom.

Erste Auflage 2019
© der deutschen Ausgabe Suhrkamp Verlag Berlin 2019
© 2006 by Edizioni e/o
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn
Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-42870-2

Frau im Dunkeln

1

Ich war noch keine Stunde unterwegs, als mein Zustand sich verschlechterte. Der Schmerz in der Seite meldete sich zurück, und eine Zeit lang versuchte ich, ihm keine Bedeutung beizumessen. Erst als mir klar wurde, dass ich nicht mehr genug Kraft hatte, das Lenkrad zu halten, begann ich mir ernstlich Sorgen zu machen. Wenige Minuten später war mein Kopf bleischwer, die Scheinwerfer schienen mir immer blasser, und kurz darauf vergaß ich sogar, dass ich Auto fuhr. Stattdessen hatte ich das Gefühl, ich wäre am Meer, am helllichten Tag. Der Strand war leer, das Wasser ruhig, aber an einem Mast wenige Meter vom Ufer entfernt flatterte die rote Fahne. Als ich klein war, bekam ich immer einen Schrecken, wenn meine Mutter mir einschärfte: Leda, du darfst niemals schwimmen gehen, wenn die rote Fahne weht. Dann ist das Meer sehr aufgebracht, und du kannst ertrinken. Diese Angst hielt sich über Jahre, und selbst jetzt, da das Wasser sich wie ein durchsichtiges Blatt Papier glatt bis zum Horizont erstreckte, war mir mulmig, und ich wagte nicht hineinzugehen. Ich sagte mir: Na los, geh schwimmen, bestimmt haben sie nur vergessen, die rote Fahne wieder herunterzuholen, blieb aber am Ufer stehen und steckte vorsichtig die Zehenspitzen ins Wasser. Von Zeit zu Zeit erschien meine Mutter oben in den Dünen und rief mir zu, als wäre ich immer noch ein

kleines Mädchen: Leda, was machst du da, hast du die rote Fahne nicht gesehen?

Als ich im Krankenhaus die Augen öffnete, sah ich mich für den Bruchteil einer Sekunde noch einmal zögernd vor dem unbewegten Meer stehen. Vielleicht war ich mir deshalb so sicher, alles wäre nur ein Traum gewesen, eine zugegeben bedrohliche Fantasie, die bis zum Aufwachen hier im Krankensaal andauerte. Die Ärzte teilten mir mit, dass ich mit dem Auto gegen die Leitplanke gefahren war, aber keine schweren Verletzungen davongetragen hatte. Die einzige sichtbare Folge war eine Stichwunde links unterhalb der Rippen, die sie sich nicht erklären konnten.

Meine Freunde aus Florenz besuchten mich, Bianca und Marta kehrten zurück, sogar Gianni. Ich erzählte, ich sei aus Müdigkeit von der Straße abgekommen. Doch ich wusste, dass die Ursache eine andere war. Ich hatte etwas Unsinniges getan, über das ich, eben weil meine Tat so sinnlos war, mit niemandem reden wollte. Die Dinge, die wir selbst nicht verstehen, sind am schwierigsten zu erzählen.

2

Als meine Töchter nach Toronto zogen, wo ihr Vater seit Jahren lebte und arbeitete, stellte ich verwirrt und überrascht fest, dass mir das keinen Schmerz verursachte, sondern dass ich mich erleichtert fühlte, als hätte ich sie erst in diesem Moment endgültig auf die Welt gebracht. Zum ersten Mal seit fast fünfundzwanzig Jahren musste ich mich nicht mehr um sie kümmern und für sie sorgen. Die Wohnung war aufgeräumt, als würde niemand darin leben, der lästige Einkauf und die Wascherei entfielen, die Frau, die mir seit Jahren im Haushalt zur Hand ging, fand eine lukrativere Arbeit, und ich hatte keinen Bedarf, sie zu ersetzen.

Meine einzige Verpflichtung den Mädchen gegenüber war der tägliche Anruf, um zu hören, wie es ihnen ging und was sie machten. Am Telefon ließen sie mich in dem Glauben, sie hätten schon etwas Eigenes gefunden; in Wirklichkeit lebten sie bei ihrem Vater, doch gewohnt, unsere Trennung auch sprachlich zu vollziehen, redeten sie mit mir, als existiere er gar nicht. Wenn ich sie fragte, wie ihr Leben so aussah, wechselten sie entweder fröhlich das Thema oder sie antworteten einsilbig und missmutig oder sie verfielen in diesen künstlichen Ton, den sie in Gesellschaft ihrer Freunde hatten. Auch sie riefen mich oft an, vor allem Bianca, die mir gegenüber fordernder war, und sei es nur, um von mir zu er-

fahren, ob blaue Schuhe zu einem orangefarbenen Rock passten, ob ich schnell ein paar Seiten, die sie in einem Buch liegen gelassen hatte, heraussuchen und ihr schicken könnte, ob ich immer noch bereit war, mir all ihre Wut und ihr Unglück aufhalsen zu lassen, obwohl wir auf unterschiedlichen Kontinenten saßen und ein weiter Himmel uns trennte. Unsere Gespräche waren nie sehr lang, und manchmal klangen sie unnatürlich wie im Kino.

Ich tat, worum sie mich baten, reagierte so, dass es ihren Erwartungen entsprach. Und da es mir aus der Ferne nicht möglich war, direkt auf ihr Leben einzuwirken, erfüllte ich ihre Wünsche und Launen, wie sie eben kamen und ohne mir Gedanken zu machen, ich empfand ihre Bitten nicht als Last, und das Erledigen ihrer Aufträge wurde mir zu einer Herzensangelegenheit. Ich fühlte mich befreit, als wäre ein schwieriges Werk wie durch ein Wunder endlich vollendet und mir eine Last von den Schultern genommen.

Ich konnte nun arbeiten, ohne mich um ihre Zeitpläne und Angelegenheiten zu kümmern. Nachts korrigierte ich die Hausarbeiten meiner Studenten und hörte dazu Musik, nachmittags schlief ich oft, mit Stöpseln in den Ohren, ich aß nur eine Mahlzeit am Tag, immer in einer Trattoria in der Nähe. Ich war wechselhaft, in meiner Art, in meinen Launen, sogar in meiner äußeren Erscheinung. Ich ärgerte mich nicht mehr über die zu dummen oder zu intelligenten jungen Leute an der Universität. Ein Kollege, den ich seit Jahren kannte und mit dem ich hin und wieder ins Bett ging, stellte eines Abends verwundert fest, ich sei weniger zerstreut als früher, auch gelassener. Nach wenigen Monaten besaß ich wieder

den schmalen Körper, den ich als junge Frau gehabt hatte, ich spürte eine sanfte Kraft in mir, meine Gedanken hatten wieder das richtige Tempo. Eines Abends betrachtete ich mich im Spiegel. Ich war siebenundvierzig, in vier Monaten hatte ich Geburtstag, doch ein paar Jahre schienen wie durch einen Zauber getilgt. Ich kann nicht sagen, ob mich das freute, doch mit Sicherheit war ich darüber erstaunt.

In dieser ungewohnt guten Verfassung – inzwischen war es Juni – bekam ich Lust auf Urlaub und beschloss, ans Meer zu fahren, sobald die Prüfungen und der leidige Bürokram erledigt waren. Ich machte mich im Internet auf die Suche, verglich Fotos und Preise. Schließlich mietete ich von Mitte Juli bis Ende August eine winzige, recht günstige Wohnung an der ionischen Küste. Tatsächlich konnte ich erst am vierundzwanzigsten Juli aufbrechen, ich hatte eine ruhige Fahrt in meinem mit Büchern vollgeladenen Auto, die ich für die Vorbereitung des nächsten Semesters brauchte. Es war ein schöner Tag, durch das heruntergekurbelte Fenster drang die trockene, würzige Luft, ich fühlte mich frei und hatte keinerlei Schuldgefühle.

Als ich auf halber Strecke tankte, überkam mich plötzlich ein ungutes Gefühl. Früher hatte ich das Meer immer geliebt, doch seit über fünfzehn Jahren hielt ich es in der Sonne nicht lange aus, sie machte mich schnell müde. Bestimmt war die Wohnung grauenhaft, mit Blick auf höchstens ein Stückchen Himmel irgendwo zwischen hässlichen armseligen Wohnblocks. Ich würde nachts kein Auge zutun, wegen der Hitze und viel zu lauten Musik aus irgendeinem Nachtlokal. Ich legte die restliche Strecke schlecht gelaunt und mit der Vorstellung zurück, dass ich zu Hau-

se den ganzen Sommer über unbeschwert hätte arbeiten können, bei klimatisierter Luft und in ruhiger Umgebung.

Als ich ankam, stand die Sonne bereits tief, der Abend dämmerte. Es war ein hübsches Städtchen, die Stimmen hatten einen angenehmen Klang, und es roch gut. Ich wurde von einem älteren Herrn mit dichtem weißem Haar empfangen, der sich als herzlich und zurückhaltend erwies. Er bestand darauf, mich im Café zu einem Espresso einzuladen, und später hinderte er mich mit einem Lächeln und nachdrücklichen Gesten daran, auch nur eine Tasche selbst ins Haus zu tragen. Er kletterte mit meinen Koffern schnaufend ins dritte und oberste Stockwerk und stellte mein Gepäck am Eingang einer kleinen Mansarde ab: Schlafzimmer, eine kleine Küche ohne Fenster, über die man ins Badezimmer gelangte, ein Wohnraum mit großen Fenstern und eine Terrasse, von der man in der Dämmerung die von Klippen zerklüftete Küste und ein endloses Meer sah.

Der Mann hieß Giovanni, er war nicht der Besitzer der Wohnung, sondern eine Art Hausmeister oder Faktotum; jedenfalls nahm er mein Trinkgeld nicht an, er war sogar fast beleidigt, als hätte ich nicht begriffen, dass er all dies nur aus Respekt vor den Gesetzen der Gastfreundschaft tat. Als er sich zurückgezogen hatte, nicht ohne sich mehrmals zu vergewissern, dass alles zu meiner vollsten Zufriedenheit war, fand ich auf dem Wohnzimmertisch eine große Schale voller Obst, Pfirsiche, Pflaumen, Birnen, Trauben und Feigen. Die Schale glänzte wie in einem Stillleben.

Ich schob einen kleinen Korbsessel auf die Terrasse und sah eine Weile zu, wie der Abend sich langsam auf

das Meer herabsenkte. Jahrelang war ich nur wegen der beiden Mädchen in den Urlaub gefahren, und als sie größer waren und anfingen, mit ihren Freunden durch die Welt zu reisen, blieb ich zu Hause und wartete auf ihre Rückkehr. Meine Angst galt nicht nur allen erdenklichen Katastrophen (den Gefahren einer Reise im Flugzeug oder zu Wasser, Kriegen, Erdstößen, Seebeben), sie galt auch ihren schwachen Nerven, eventuellen Spannungen mit den Reisegefährten, den Gefühlsdramen einer voreilig oder gar nicht erwiderten Liebe. Ich wollte stets bereit sein, um auf plötzliche Hilferufe zu reagieren, ich hatte Angst, sie könnten mir vorwerfen, dass ich so sei, wie ich tatsächlich war, zerstreut und unaufmerksam, nicht präsent. Genug. Ich stand auf und ging duschen.

Danach bekam ich Hunger und wandte mich der Obstschale zu. Ich stellte fest, dass unter der Oberfläche makelloser Früchte Feigen, Birnen, Pflaumen, Pfirsiche und Trauben lagen, die angeschimmelt und matschig waren. Ich nahm ein Messer und schnitt große schwarze Stücke heraus, aber Geruch und Geschmack waren mir zuwider, ich warf beinah alles in den Müll. Ich hätte ein Restaurant suchen gehen und draußen essen können, doch aus Trägheit verzichtete ich darauf, ich war müde.

Im Schlafzimmer gab es zwei große Fenster, ich stieß sie auf, löschte das Licht. Draußen im Dunkeln blinkte der Scheinwerfer des Leuchtturms und tauchte das Zimmer für jeweils einige Sekunden in Helle. Man sollte nie abends an einem fremden Ort ankommen, alles ist so ungewiss, jede Kleinigkeit kann monströs groß wirken. Ich streckte mich auf dem Bett aus, im Bademantel und mit nassen Haaren, starrte an die Decke und wartete auf den Moment, wo sie in weißem Licht erstrahlte, lauschte dem

Lärm eines Außenbordmotors in der Ferne und einem leisen Lied, das einem Miauen glich. Ich hatte keine Konturen. Als ich mich schläfrig auf die Seite drehte, berührte ich etwas auf dem Kissen, es war kalt und fühlte sich an wie aus Seidenpapier.

Ich schaltete das Licht an. Auf dem strahlend weißen Kopfkissenbezug saß ein drei oder vier Zentimeter langes Insekt, das aussah wie eine dicke Fliege. Es hatte membranartige Flügel, war dunkelbraun und rührte sich nicht. Ich sagte mir: Das ist eine Zikade, vielleicht ist ihr auf meinem Kissen der Hinterleib geplatzt. Ich stupste sie mit einem Zipfel meines Bademantels an, sie bewegte sich und erstarrte gleich wieder. Männchen, Weibchen? Die Weibchen haben keine Singmuskeln am Bauch, sie sind stumm, können nicht zirpen. Mich packte der Ekel. Zikaden zerfressen die Olivenbäume und saugen den Eschen den Saft aus der Rinde. Ich nahm das Kissen vorsichtig hoch, ging zu einem der Fenster und schüttelte das Insekt nach draußen. Das war der Beginn meines Urlaubs.

3

Am nächsten Tag verstaute ich meine Badesachen, Handtücher, Bücher, Fotokopien und Hefte, stieg ins Auto und fuhr auf der Suche nach einem Strand und Meer die Küstenstraße entlang. Nach etwa zwanzig Minuten begann zu meiner Linken ein Pinienwald, ich sah ein Parkplatzschild, hielt an. Ich kletterte mit meinen Sachen über die Leitplanke und folgte einem von Piniennadeln rötlichen Weg.

Ich liebe den Geruch von Harz, als Kind verbrachte ich die Sommer an Stränden, die noch nicht von den Betonburgen der Camorra zugebaut waren und gleich hinter dem Pinienwald begannen. Harz riecht für mich nach Ferien, nach Kinderspielen im Sommer. Jeder Aufprall, jedes Knacken eines trockenen Pinienzapfens und die dunkle Farbe ihrer Samen erinnern mich an den Mund meiner Mutter, die lachend die Schale aufknackt, die gelben Kerne herausschält und meinen Schwestern zu essen gibt, die laut danach verlangen, während ich schweigend abwarte. Oder meine Mutter steckt sie sich selbst in den Mund, verschmiert sich die Lippen mit dem dunklen Staub der Schale, in der Hoffnung, sie könnte mir meine scheue Zurückhaltung abgewöhnen: Nein, du bekommst nichts, lern erst mal, den Mund aufzumachen, du bist ja schlimmer als ein grüner Pinienzapfen.

Der Pinienwald war dicht bewachsen mit undurch-

dringlichem Unterholz, und die Baumstämme, dem ständigen Wehen des Windes ausgesetzt, schienen jeden Moment hintenüberzukippen, aus Schreck vor irgendetwas, das vom Meer kam. Ich gab acht, nicht über die glänzenden Wurzeln zu stolpern, die den Weg überwucherten, und unterdrückte meinen Ekel vor den staubigen Eidechsen, die bei meinem Näherkommen ihr sonniges Fleckchen fluchtartig verließen und nach einem Unterschlupf suchten. Es dauerte keine fünf Minuten, dann tauchten die Dünen und das Meer auf. Ich lief an verdrehten Eukalyptusbäumen vorbei, die aus dem Sand wuchsen, trat zwischen grünem Schilfgras und Oleander auf einen Holzsteg und gelangte zu einem schmucken Gebäude.

Dieser Ort gefiel mir auf der Stelle. Die Freundlichkeit des dunklen Mannes an der Kasse und die Sanftmut des schmächtigen jungen Bademeisters, eines langen Kerls in T-Shirt und kurzen Hosen, der mich zu meinem Sonnenschirm führte, beruhigten mich. Der Sand war weiß und fein wie Staub, ich schwamm lange in dem durchsichtigen Wasser, legte mich kurz in die Sonne. Dann richtete ich mich mit meinen Büchern unter dem Sonnenschirm ein und arbeitete in Ruhe, bis die Sonne unterging, genoss die Brise und die Bewegtheit des Meeres. Die Stunden gingen dahin, in einer angenehmen Mischung aus Arbeit, Träumereien und Nichtstun, und ich beschloss, nun jeden Tag hier zu verbringen.

Es dauerte keine Woche, und ich hatte mich in meiner idyllischen Routine eingerichtet. Ich durchquerte den Pinienwald und erfreute mich am Knacken der Pinienzapfen, die sich in der Sonne öffneten, am Duft der kleinen grünen Blätter, die von einer Myrte stammen konnten,

an den Rindenstücken, die sich von den Eukalyptusbäumen lösten. Auf dem Weg dachte ich an den Winter, stellte mir den Pinienwald in Frost und Nebel vor, den Mäusedorn mit seinen roten Beeren. Der Mann an der Kasse begrüßte mich jeden Tag mit höflicher Genugtuung, ich trank in der Strandbar einen Espresso, ein Mineralwasser. Der Bademeister, er hieß Gino und war bestimmt Student, stellte mir rasch den Schirm und die Liege auf, dann zog er sich in den Schatten zurück und machte sich für irgendeine Prüfung Bleistiftnotizen in einem dicken Buch, den großen Mund leicht geöffnet und mit konzentriertem Blick.

Der Anblick des Jungen rührte mich. Meistens wurde ich müde, wenn ich mich zum Trocknen in der Sonne ausstreckte, aber manchmal schlief ich nicht ein, behielt die Augen leicht geöffnet und beobachtete ihn heimlich und voller Sympathie. Er wirkte unruhig, sein schöner, sehniger Körper war immer in Bewegung, ständig zerzauste eine seiner Hände das schwarze Haar oder traktierte sein Kinn. Meinen Töchtern hätte er sehr gefallen, vor allem Marta, die eine Schwäche für schlaksige und nervöse Jungs hatte. Und mir? Schon vor langer Zeit habe ich festgestellt, dass ich alles über die Mädchen weiß, aber wenig über mich selbst. Auch Gino betrachtete ich durch den Filter der Erfahrungen Biancas und Martas, entsprechend den Neigungen und Vorlieben, die ich ihnen zuschrieb.

Der Junge lernte, schien jedoch über gewisse Sensoren zu verfügen, die nicht an das Sehen gebunden waren. Wenn ich mich nur kurz rührte, um meine Liege aus der Sonne in den Schatten zu schieben, sprang er gleich auf und bot mir seine Hilfe an. Ich lächelte ihm zu, schüt-

telte den Kopf, nein, die Liege konnte ich wirklich allein verschieben. Es reichte mir, mich beschützt zu fühlen, nicht an die Zeit denken oder irgendetwas tun zu müssen. Niemand war mehr von meiner Fürsorge abhängig, und auch ich selbst war mir endlich keine Last mehr.

4

Es dauerte etwas, bis die junge Mutter und ihre Tochter mir auffielen. Ich weiß nicht, ob sie schon an meinem ersten Tag am Meer dort waren oder erst später auftauchten. In den ersten zwei oder drei Tagen nach meiner Ankunft bemerkte ich die lärmende Familie aus Neapel kaum, Kinder, Erwachsene, ein Mann um die sechzig mit einem bösen Ausdruck, vier oder fünf Jungs, die im Wasser und an Land wild kämpften, eine breite Frau mit kurzen Beinen und schweren Brüsten, vielleicht knapp unter vierzig, die oft vom Strand zur Bar ging und zurück, mühsam einen Babybauch vor sich her schiebend, der in einem großen Bogen nackt zwischen den beiden Teilen ihres Bikinis hervorstand. Sie waren alle irgendwie miteinander verwandt, Eltern, Großeltern, Enkel, Cousins, Schwager, und sie brachen häufig in Gelächter aus. Sie dehnten ihre Namen übertrieben in die Länge, zogen einander auf und alberten herum, manchmal gab es auch Streit: ein großer Familienclan, wie der, von dem ich als Kind umgeben war, derselbe Humor, dieselben Schmeicheleien, dieselbe Wut.

Als ich eines Tages von meinem Buch aufsah, erblickte ich die junge Frau und ihre Tochter zum ersten Mal. Sie gingen vom Ufer zurück zu ihrem Sonnenschirm, sie war höchstens zwanzig, hielt den Kopf gesenkt, und die Kleine reckte sich strahlend zu ihr hoch, drei oder vier Jahre